



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

o. p.: Die Poesie des Krieges bei den Griechen : (Schluß des ersten Theils).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Beste, was dieser Krieg uns sichert, im Friedensvertrage selbst nicht steht: Die Einheit der deutschen Nation, daß sie nur gewonnen wurde durch die Arbeit von Jahrzehnten, durch das Blut Tausender, daß sie fest gegründet bleibt gegen die vereinte Mißgunst und Scheelsucht der auswärtigen Mächte nur durch den einmüthigen vaterländischen Sinn aller deutschen Staatsbürger, durch selbstlose tapfere Hingebung an den deutschen Staat, der von so kräftigen Händen geleitet wird.

In diesem Sinne mögen die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstag, die unser Volk vollzieht, wenn diese Blätter ihm vor Augen treten, Männer auf die Sitze des Parlamentes erheben, welche dem Vaterlande durch Werke des Friedens, durch die Förderung und den Ausbau des nationalen Staates denselben Ruhm und dieselbe Achtung bei allen Völkern erwerben, wie dieser Friede mit dem stolzeſten Feinde Deutschlands.

S. B.

Die Poesie des Krieges bei den Griechen.

(Schluß des ersten Theils).

Blicken wir von den Einzelnen auf die Massen, so wird schon ihre Zusammensetzung und Bewegung unter dem Bilde von Naturerscheinungen aufgestellt.

Griechen und Troer stehen sich vor dem Kampf einander gegenüber wie zwei Wolken, die Kronion bei Windstille, so lange Boreas und die übrigen Winde noch schlafen, regungslos auf den Bergesgipfel gestellt hat. Ein andresmal sind beide Heere zur Ruhe verwiesen, damit ein Zweikampf zwischen Hektor und einem der Achäer entscheide. Auch Athene und Apollo haben sich unterdessen in Gestalt von Geiern auf einer hohen Buche niedergelassen und genießen des Anblicks. Die Schlachtreihen aber sitzen dichtgedrängt, von Schildern und Helmen und Speeren starrend, in der Ebne: sie wogen, wie wenn sich ein Schauer des eben aufsteigenden Zephyros (des Nordwestwindes) über das Meer ergießt, das unter ihm sich schwarz färbt. Als sich aber ein drittesmal die eng geschlossenen Phalangen der beiden Mäas in die Schlacht bewegen, erscheinen sie wie eine Wolke, die ein Ziegenhirt von seiner Höhle aus über das Meer unter dem Wehen des Zephyros kommen sieht, von weitem schwarz wie Pech, denn sie führt ein heftiges Unwetter mit sich: er schaudert und treibt seine Herde in die Grotte. Und das unablässige Heranstürmen immer neuer Schlachtreihen ist wie die Brandung am Meeresufer. Von der hohen See her kommt sie mit dem Helm von Schaum, dann

aber am Strande sich brechend, erdröhnt sie laut, gipfelt sich im Bogen um die Klippen und speit die Spreu der Salzfluth davon. Durch die Mauer der Griechen stürmen die Troer wie eine Welle, die im Sturm über Bord geht, jene wiederum an einer anderen Stelle halten Stand wie ein Fels im Meere.

Der Marsch des gesammten Griechenheeres mit seinen blitzenden Waffen sieht aus, wie wenn ein Feuermeer sich über das Land ergösse, und der Boden erbebt wie vor dem Zorn des donnerfrohen Zeus, wenn er die Erde geißelt bei den Arimern, wo das Lager des feuerspeienden Riesen Typhoeus ist. Auch die Troer marschiren wie ein Sturmwind, der unter Donner von Zeus in die Ebne kommt, sich unter Getöse mit dem Meere mischt und schäumende Wellen treibt. Unter den Füßen erhebt sich Staub, wie wenn der Notos (Südwind) Nebel über die Berge gießt, daß der Hirt nur auf Steinwurfweite sehen kann. Gar herrlich aber ist das Bild der Divouaksfeuer der Troer in der Nacht: 1000 Heerde, jeder zu 50 Flammen, leuchten wie der klare Sternenhimmel, wenn die Luft still ist, dem Hirten eine Freude.

Löst sich die festgefügte Masse in lockere Schwärme auf, beherrscht nicht der Eindruck einer unwiderstehlichen Macht, sondern vielmehr der zahllosen wimmelnden Menge das Gemüth, so kommen Insecten und Vogelschaa ren an die Reihe. Wie ein Bienenschwarm, der sich aus hohlem Felsen immer frisch nachströmend ergießt — traubenweise fliegen sie über die Frühlingssblumen hier und da —, so zogen die Griechen von den Schiffen und Zelten am Ufer zur Heerversammlung. Und wie Schwärme von Gänsen, Kranichen, Schwänen lustig einher flatternd mit vollem Geschrei sich auf der Au niederlassen, so strömen die Griechen von Schiffen und Zelten in die Ebne des Skamander. Da stehen sie auf blumiger Au zu vielen Tausenden wie Blätter und Blüthen im Frühling. Um aber den Gegensatz zwischen den prahlerischen Barbaren und den geistgefaßten Griechen zu bezeichnen, berichtet der Sänger, daß jene mit tollem Geschrei angreifen, wie Kraniche am Himmel krächzen, die dem Winter entflohen über die Fluthen des Okeanos fliegen, den Pygmaen Tod und Kampf bringend. Die augenrollenden Achäer dagegen schreiten einher in Stille, Muth athmend, im Herzen begierig einander treulich beizustehen. Freilich später von Aeneas und Hector in die Flucht gejagt, schreien auch sie wie eine Wolke von Späzen oder Krähen, wenn sie einen Habicht sehen. Achill dagegen treibt die Troer in den Fluß wie Heuschrecken, die vor dem Feuer unter das Wasser tauchen; und wie vor dem gewaltigen Delfhin die übrigen Fische angstvoll in die Winkel des Hafens flüchten, so ducken sich die Troer vor ihm unter den Abhängen des Ufers.

Das Aggressive wird besonders an den furchtbaren Myrmidonen Achills hervorgehoben. Mit Patroklos ziehen sie aus, wie sich Wespen, von Knaben geneckt, über den Weg ergießen. Ihre Führer sind in hastiger Bewegung, kampfleczend wie Wölfe, die gefräßig und trotzig einen großen gehörnten Hirsch im Gebirge geschmaußt haben. Mit vollem Bauch, noch blutig an der Backe, ziehen sie heerdenweise, um mit den schmalen Zungen das dunkle Quellwasser zu schlürfen, unerschütternden Muth in der Brust. Myrmidonen und Lykier greifen einander an wie Geier auf einem Felsen, mit lautem Geschrei.

Die allgemeine Schlacht stellt sich am häufigsten dar als eine Feuersbrunst, vom Sturm angefacht. Der Kranz des Krieges ist entbrannt, heißt es dann. Sie kämpften wie das flammende Feuer. Nicht das Brüllen des Meers ist so gewaltig, nicht das Krachen des Waldbrandes, nicht das Rauschen des Sturms in den Eichen wie der Schlachtlärm. Wie in Bergströmen fließt das Blut, wie die Schaumköpfe der sturmgepeitschten Wellen, so fallen die Griechenhäupter unter Hektors Hand; wie dichtes Schneegestöber, in das Zeus bei ruhiger Luft Alles weit und breit einhüllt, fliegen die Steine zwischen Troern und Achäern bei Vertheidigung des Thors; wie ein Staubwirbel im Winde dreht sich der Kampf bei den Schiffen; wie Euros und Notos (Ost- und Südwind) kämpfen sie gegen einander. Als aber Patroklos die Troer über den Graben zurückwirft und nach der Stadt zu verfolgt in wildem Getümmel, die Wagen der Troer übereinanderstürzen, die Lenker jählings unter die Räder geschleudert werden, die geängstigten Pferde laut im Laufe schreien: da ist es wie wenn das ganze Land an einem herbstlichen Tage von Zeus mit einem dröhnenden Ungewitter und Platzregen heimgesucht wird zur Strafe für krumme Richtersprüche. Alle Flüsse treten aus, die Bäche stürzen sich viel Bäume entwurzelnd von den Bergen hinab und verwüsten die Werke der Menschen. Oft in heißem Ringen verfinstert sich die Luft, daß man nicht Sonne noch Mond mehr unversehrt glauben möchte. Ist endlich der Feind vertrieben und für den Augenblick wenigstens das Schlimmste abgewendet, so athmet man auf, wie wenn Zeus den Nebel vom Berggipfel scheucht und Ruppen und Schluchten sichtbar werden. Auch der Sänger erholt sich, wenn auch sparsam, an idyllischen Bildern, wenigstens da, wo die Entscheidung sich hinzieht und der Kampf ins Stehen kommt. Da tritt der Zuschauer eine Weile zurück und betrachtet die Scene mit ruhigerem Gemüthe aus der Entfernung. Lange wird um die Leiche des Sarpedon gestritten. Vom Anprall der ehernen Waffen und der Schilder erhebt sich ein Getöse wie aus der Ferne von Holzhauern in Schluchten des Waldes. Wie Fliegen im Viehstall um gefüllte Milchtröge surren, wenn eben gemolken ist, so das Handgemenge um jene Leiche. Die

des Patroklos zerren sie von beiden Seiten wie Gerber eine Rindschaut. Auf größerem Raume erscheinen beide Heere in ihrer gleichmäßigen blutigen Arbeit wie Schnitter, die auf üppigem Weizenfeld von entgegengesetzten Seiten aufeinander zuschreitend dichte Halme niedermähen und eine Furche nach der andern ziehen. Und am friedlichsten stellt sich das volle Gleichgewicht der Schlacht vor die Phantasie. So genau wie eine redliche Wittwe, um ihre Kinder zu ernähren, den Kunden Wolle abwägt, oder wie in der Hand eines wohlgelehrten Zimmermanns die Schnur den Schiffsbalken richtet, so haarscharf stand die Wage der Entscheidung auf beiden Seiten gleich.

Waren doch die Griechen, welche der ionische Rhapsode mit seinen Schlachtbeschreibungen entzückte, keine rohen Naturmenschen mehr, die von dem Ungeheuren allein erhoben wurden, nur in den Kraftäußerungen elementarer oder thierischer Natur würdigen Stoff poetischer Verherrlichung erkannten. Sie wohnten in wohlgeordneten Gemeinden und Städten, unter dem Schutze von Obrigkeit und Gesetz, vom Band der Familie warm umschlungen, der Segnungen friedlicher Cultur, anmuthiger Kunst und gefälliger Geselligkeit froh genießend, von starken sittlichen Ueberzeugungen gehalten und von feinen Empfindungen des Gemüthes bewegt. Die edle Menschlichkeit, welche dem homerischen Epos seinen unvergänglichen Werth gibt, verklärt auch die Schrecken des Krieges, pulst durch das Uebergewaltige hindurch und versöhnt mit den Resten wilderer Denkungsart, die auch eine ausgleichende Ueberarbeitung nicht weggeglättet hat.

Gleich der allgemeine Ausspruch des greisen Nestor über den Krieg zeigt wie man über ihn dachte:

ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Heerd ist jener,
welcher des Kriegs sich erfreut, der des Volkes Blüthe dahintrafft.

Hier die Ehre der Nation, dort des Vaterlandes und selbst des geraubten Besitztumes mannhafte Vertheidigung sind die beiden durchschlagenden Motive des langen Kampfes. Während das Recht und die Zukunft auf Seiten der Angreifer ist, fühlt der Sänger edel genug, das Mitleid dem tragischen Geschick der Feinde zuzuwenden, die um des Frevels eines Einzelnen willen dem sicheren Untergange geweiht ihre Selbstständigkeit so hartnäckig vertheidigen. Auch in ihre Seele hinein empfindet er: werden sie schände und treulos, des Krieges unersättlich gescholten, so heißen sie doch auch wacker, stolz und großherzig; diese Anerkennung gerade adelt den Kampf. Beiderseits sind Ehre, Ruhm, gute Nachrede im Leben und nach dem Tode, Treue und Unterwerfung unter die Zwecke der Gesamtheit, die mächtigen Triebfedern des einzelnen Kämpfers. Für Weiber und Kinder, für Haus und Hof kämpfend zu sterben, bezeichnet Hector als rühmlich, dem „ein Vorzeichen nur gilt: das

Vaterland zu erretten.“ Und mitten in höchster Bedrängniß ist es das Ehrgefühl, welches den wankenden Helden von Neuem spornt. Diomedes, dessen herrlicher Wahlspruch „nicht läßt mich flüchten Pallas Athene“ der Heiligkeit seines Sinnes entspricht, denkt mit Entsetzen daran, daß Hector künftig einmal unter den Troern sagen könne: der Thide ist vor mir zu den Schiffen geflohn: „dann lasse mir weit die Erde auf“, fügt er hinzu. Agamemnons lässiger Ausspruch, der an Heimkehr denkt:

nicht ja Tadel verdient der Gefahr zu entrinnen, bei Nacht auch:
besser wer fliehend entrann der Gefahr, als wen sie ereilet,

empört selbst den Odysseus, der den Gedanken an so unrühmlichen Rückzug eines Königs ganz unwürdig findet. Der Lykier Sarpedon, der übrigens in Sehnsucht nach seiner schönen behaglichen Heimath dem Kriege auch nicht hold ist, weiß besser was er seiner Stellung schuldig ist. „Wir dürfen nicht umsonst die ersten in Lykien sein“, sagt er zu Glaucos, „bevorzugt mit Ehrensitzen, Braten und mehreren Bechern, von allen wie Götter geehrt. Man soll von uns sagen: nicht ruhmlos herrschen unsre Könige in Lykien. Sie essen fette Schafe und trinken süßen Wein, aber ihre Kraft ist auch herrlich, denn sie kämpfen unter den ersten“. Dem gemeinen Mann aber ruft Ajax zu:

von ehrliebenden Männern sind mehre gerettet als fallen,
aber von fliehenden hebt nicht Ruhm sich empor noch Abwehr.

Es ist ein treuherziger Kameradschaftlicher Ton unter den Helden, wie unter Gleichen. Durch freies Gelöbniß zu dem gemeinsamen Nachkrieg verbunden, nur für die Dauer desselben dem erwählten Feldherrn untergeordnet, kennen sie vor der Hand keine Eifersucht und keinen Sondergeist, bis die Selbstsucht und Ungerechtigkeit Agamemnons das Zermürfniß mit Achill verschuldet. Beide erkennen zu spät ihre Alte und die verhängnißvolle Wirkung der bittren Eris, die anfangs wie Honig sich dem erregten Gemüth einschleicht. Hier berühren wir den eigentlichen Lebensnerv des Gedichtes. Weitere Spaltungen fügt erst das spätere Epos hinzu.

Dem einzelnen Fürsten haben die Landsleute bei Vermeidung schwerer Buße und Schande Heeresfolge zu leisten gehabt, doch hat ein Sikyonier es vorgezogen, sich durch das Geschenk einer schönen Stute von Agamemnon loszukaufen, und Hermes gibt sich einmal als den jüngsten von sieben Brüdern aus, den das Loos getroffen habe in den Krieg zu ziehen.

Herzhaft sagt man sich die Wahrheit; kränkende Worte auch des Oberfeldherrn, wenn sie unverdient sind, werden lebhaft abgewiesen und gern zurückgenommen. Ganz gutmüthig läßt der liebenswürdige Diomedes eine lange überflüssige Ermahnung Agamemnons über sich ergehen, ohne doch dem Freimuth etwas zu vergeben, der den Tyrannengelüsten des Atreiden gegenüber auf seiner Hut ist.

Grenzboten I. 1871.

Einsichtiger, erfindungsreicher Rath, wie ihn Odysseus gibt, Erfahrung und milde Weisheit, wie sie Nestor vertritt, auch in taktischen Anweisungen, macht sich neben tapferm Sinn und heldenhafter Kraft geltend. Es herrscht ein fröhliches buntes Lagerleben, wenn die Schlacht nicht eben tobt. Hat doch die Länge der Zeit genöthigt, sich behaglich in geräumigen, hausähnlichen Zelten einzurichten. Die Myrmidonen, während Achill sich zürnend vom Kampf zurückhält, üben sich am Ufer mit Discus, Speer und Bogen. Er selbst ergötzt sein Gemüth im Zelte, zur Phorminx Ruhmeslieder der Ahnen singend, und Patroklos sitzt ihm gegenüber, ihn abzulösen, wenn er aufhört. Auch Paris spielt die Kithara. Im nächtlichen Bivouak der Troer hört man lustige Musik von Pfeifen und Stryngen. Der entscheidende Sieg, Hektors Fall, wird durch einen Pöan gefeiert, den die Achäer singen, aus der Schlacht zu den Schiffen zurückkehrend.

Auf beiden Seiten ist die Verpflegung reichlich. Trotz zehnjähriger Belagerung, obwohl viele Orte an der Küste und im Binnenlande zerstört, zahlreiche Herden vom Ida weggetrieben sind, und die Belagerten ihre Ausfälle nicht weit hin mehr auszudehnen vermögen, fehlt es den Troern an Nichts. Die Griechen sind von Lemnos aus durch den König Gueuos mit Wein auf zahlreichen Schiffen versehen. Zur gründlichen Vorbereitung, wie zur Stärkung während des Kampfes und zur Erholung nach demselben, auch zur Feier der Todten, wird innerhalb und außerhalb der Mauern reichlich, häufig und gut gegessen und getrunken, sowohl in allgemeinen Mahlzeiten, als auch in engerem Kreise befreundeter Gefährten. Besonders Odysseus ermahnt gern, die Leute mit Brod und Wein zu speisen, denn das sei Kraft und Muth des Mannes. Nicht den ganzen Tag ja bis Sonnenuntergang kann man nüchtern kämpfen. Wenn Einer auch kriegerisch gesonnen ist, so werden ihm doch unvermerkt die Glieder schwer, die Kniee wanken beim Gehen, wenn ihn Hunger und Durst faßt. Wer aber satt gegessen und getrunken hat, der behält Muth, wenn er auch den ganzen Tag kämpft, und die Glieder werden ihm nicht schwach. So ist er auch nicht dafür, die Gefallenen mit dem Bauche zu betrauern, wie er sagt. Als Achill das Unsinnen stellt, vor vollzogener Rache für Patroklos zu fasten, stellt er ihm deutlich vor, wie dergleichen nicht durchführbar sei. Gar zu viele fallen alle Tage: wann soll man aufathmen? Dafür wird denn aber auch darauf gehalten, daß Jeder in der Schlacht seine Schuldigkeit thue, und nicht selten wird auch der Heerführer daran erinnert, daß die Zahl der von ihm geleerten Becher und ihre Freude am Braten zu besseren Hoffnungen berechtigte.

Ist die Begierde nach Speise und Trank gestillt, sind die Pferde gesüttet, die Wagen gemustert, die Waffen bereitet, ist Opfer und Gebet durch den Priester vollzogen, so treten die Heerschaaren an, von ihren Führern

geordnet und ermahnt, und der König hält Musterung über alle. Dann der Angriff: die Reiter und Wagen voran, eng zusammenhaltend, und hinter ihnen das Fußvolk, die Schwachen und Feigen in der Mitte, So wenigstens will es Nestor nach der Sitte der Väter. Aber der Sänger, ohne den Ueberblick zu verlieren und dem Gesamteindruck sich zu entziehen, ist allgegenwärtig, im dichten Handgemenge und auf den entferntesten Plätzen des Schlachtfeldes: er sieht den Pfeil des verachteten Schützen so gut aus der Ferne heransfliegen wie Schilde und Speere der Nahekämpfer auf einander schlagen. An den strahlenden Rüstungen und der stattlich blühenden Heldengestalt hat er seine herzliche Freude, und versagt sich nicht, wenn er einen der Hervorragendsten in seiner vollen Glorie, sei es zum einmaligen Zweikampfe, sei es zu einer umfassenden Waffenthat in den Vordergrund stellen will, unmittelbar vor seinem Auftreten die prächtige Wehr, die Beinschienen, Panzer, Schwert, Schild und den Helm mit dem wallenden Busch, Alles kunstvoll, zum Theil in edlen Metallen gearbeitet, mit sinnigen Bildwerken verziert, ihm Stück für Stück anzulegen, bis der Göttersohn dasteht, ein Wunder zu schauen. Aber der blutigen Arbeit zuschauend verfolgt er die Wege der Speere und Pfeile, Steinwürfe und Schwerthiebe mit wachsamster Genauigkeit. Dem Kriegermann, der so oft die Raunen und Zufälle der Todesgeschosse jeder Art, die Bindungen gleichsam des Arestanges erprobt und mit Gefährten plaudernd ausgetauscht hat, macht es ein eignes Behagen, frei von Sentimentalität und zärtlicher Scheu mit sachverständlicher Gründlichkeit die Mannigfaltigkeit der Wunden zu verfolgen, mit der augenblicklichen Bewegung und Stellung des Kämpfenden kunstvoll zu combiniren, Gefahr und glückliches Entkommen zu vertheilen. Bei kräftiger Revanche empfindet er eine gesunde Genugthuung; und manchem seiner Zuhörer wird zu Muth gegeben sein, wie jenem bei Shakespeare:

Wenn auf dreibein'gem Stuhl ich sitz', erzählend
 Von Kriegerthat, durch mich vollbracht, fliegt seine
 Begeist'ung in mein Neden; sprech ich:
 So fiel mein Feind, so setzt' ich meinen Fuß
 Auf seinen Nacken! alsbald steigt er dann
 Sein Fürstenblut ihm in die Wang', er schwigt,
 Und spannt die jungen Muskeln in der Stellung,
 Die meine Schild'ung malt.

Für ärztliche Pflege ist gesorgt, selbst die Olympier haben einen Arzt, Paieon. Die beiden hervorragendsten Aerzte der Griechen, Podaleirios und Machaon, sind Söhne des berühmten Heilkünstlers Asklepios. Mit 30 Schiffen sind sie von Dechalia gekommen und kämpfen selbst mit. Auch Achill hat von seinem Erzieher, dem kräuterkundigen Kentaurer Cheiron etwas Chi-

rurgie gelernt, und Patroklos von jenem. Aber es geht etwas langsam mit der Hülfe. Als dem Menelaos der Pfeil des Pandaros eine freilich unschuldige Fleischwunde geritzt hat, muß der Herold Talthybios, von Agamemnon geschickt, den Machaon erst weit im Schlachtgewühl auffuchen. Doch weiß man ihn zu schätzen. Als ihn selbst ein Pfeil getroffen hat, wird er schleunigst auf dem Wagen Nestors zu den Schiffen zurückgeschickt: „ist doch ein Arzt soviel werth, als viele Männer zusammen.“

Es verdient Anerkennung, daß Troer so wenig als Achäer erlittene Niederlagen zu bemänteln oder gar als Siege darzustellen suchen, so zuversichtlich auch vor der Entscheidung oft die Sprache klingt. Eid und Verträge stehen, wie Agamemnon sagt, unter dem Schutze des Zeus, und ihre Verletzung rügt er, wenn nicht sofort, doch mit der Zeit an den Treulosen sammt ihren Weibern und Kindern. Die Ehrlichkeit der Troer ist freilich sonst nicht aufs Beste bestellt. Nur des greisen Priamos Wort gilt den Achäern für zuverlässig, seine Söhne heißen schnöde und treulos. Des Pandaros tückischer Pfeil verletzt den eben beschworenen Waffenstillstand, daß der Krieg aufs Neue entbrennt. Freilich haben es die Olympier selbst so gewollt. Damit der Krieg keinen friedlichen Ausgang finde, sondern Troja's Schicksal sich erfülle, muß Zeus gestatten, daß Athene selbst den Bogenschützen zu der verhängnißvollen That verführe.

Ein festes Band treuer Waffengenossenschaft hält die Kämpfer zusammen. Je zwei Freunde oder Brüder führt ein Gespann, das der eine von ihnen lenkt, doch tauschen sie gelegentlich die Rollen. Auch die Leiche des gefallenen Gefährten zu beschützen und zur Bestattung zu den Schiffen zurückzuschaffen ist höchster Ehrenpunkt; wer sie dem Feinde preisgibt, trägt ewige Schande davon. Denn vor dem Gegner im Kriege herrscht freilich noch das wilde schnöde Recht des Hasses, der Rache und Leidenschaft. Wehe der eroberten Stadt: die Männer werden getödtet, die Häuser verbrannt, Kinder und Weiber fortgeführt. Als Achill die hochthorige Stadt der Iliier, Theben, Andromache's Heimath, zerstörte, hat er an einem Tage ihren königlichen Vater und ihre drei Brüder, die bei der Heerde weilten, getödtet. Schonung genug, daß er die Leiche des Königs mit den Waffen verbrannte, ihm einen Grabhügel schüttete, und die Gattin um Lösegeld freigab. Auch Briseis hat sehen müssen, wie dieselben Hände ihren Gemahl und drei Brüder von einer Mutter vor ihrer Vaterstadt mordeten und diese zerstörten. Da tröstete freilich der milde Patroklos die junge schöne Wittwe, denn er verhiess ihr, Achill selbst werde sie als eheliche Gattin heimführen und ihr unter den Myrmidonen das Hochzeitsmahl anrichten. Kein Pardon in der Schlacht. Da plaudert man nicht gemüthlich wie Mädchen und Bursche zusammen, vom Eichbaum und vom Felsen herab. Vergebens umfassen sie

die Kniee, bieten Lösegeld, suchen für ihre Jugend, ihre Aeltern und Angehörigen Mitleid zu erwecken. Einmal ist der sanfte Menelaos fast gerührt, da ruft ihm Agamemnon zu: „guter Menelaos, was bist du so zärtlich? wahrlich, die Troer haben es um dich verdient. Keiner von denen entfliehe jähem Verderben und unseren Händen, auch nicht das Kind im Mutterleibe, sondern alle zusammen in Ilios sollen zu Grunde gehen unbeklagt und spurlos.“ Noch gilt der Hohn über den fallenden und getödteten Feind nicht für unziemlich. Hektor höhnt den Patroklos und Achill den Hektor. Zu letzterem, als er eben geendet hat, kommen die Achäer gelaufen; keiner, der ihm nicht noch eine Wunde versetzte, und einer sprach zum andern: „o wie viel sanfter ist Hektor jetzt anzufassen als da er die Schiffe anzündete.“ Dem erlegten Feinde Rüstung und Waffen abzunehmen ist das Geringste und gehört zur Ehre des Siegs. Aber dem Patroklos will Hektor den Kopf abschneiden und auf einen Pfahl stecken, den Körper aber den Hunden vorwerfen. Dem entspricht Achills furchtbare Rache, der, nicht zufrieden mit der grausamen Mißhandlung der Leiche, noch 12 gefangene Jünglinge auf dem Grabe des Freundes schlachtet. Auch anderer Troer schont er nicht. Wenn er vorher manchem das Leben schenkte und ihn gegen Lösegeld in seine Heimath entließ, so läßt er nun keinen, den ein Gott in seine Hand gibt, entfliehen. Die Leiche des Hylaon packt er am Fuß, schleudert sie in den Fluß und ruft: „da liege unter den Fischen, die deine Wunde lecken werden. Deine Mutter wird dich nicht auf die Bahre legen und beweinen, der Skamander wird dich zum weiten Busen des Meeres tragen. Aufspringend wird da ein Fisch die schwarze Welle kräuseln, der das weiße Fett Hylaons gegessen hat.“ Dieser dämonischen Wildheit, die durch einen Zug melancholischer Ironie veredelt wird, ist die Rohheit des Dileussohnes Ujas nicht gewachsen: er wirft den abgeschnittenen Kopf seines Gegners wie einen Ball durch die Menge, daß er dem Hektor vor die Füße fällt. Das ist der grimmige ruchlose Ares.

Gedenken wir aber daneben so mancher Züge edler Menschlichkeit, deren milde Wärme auch die schneidende Luft des Krieges bisweilen versöhnend durchbricht: vor Allem jener Begegnung des Diomedes mit dem Lykier Glaucos, die sich als Gastfreunde von den Großvätern her erkennen, einander herzlich die Hände reichen, ihre Rüstungen und Waffen (goldne um eherne) austauschen und sich verabreden, einander im Handgemenge auszuweichen. Hier trägt die ritterliche Sitte, nicht stumm und unbekannt auf einander loszuschlagen, sondern Namen, Geschlecht und Heimath, oft auch die weitere Lebensgeschichte einander zu berichten, gleichsam die Ebenbürtigkeit festzustellen, ehe man sich mit den Waffen mißt, ihre lieblichste Frucht. Diomedes, von einer Ahnung bewegt, daß des Gegners Person ihm heilig sein könne, wirft die Frage auf, ob der Unbekannte vielleicht einer der Unsterb-

lichen sei, mit denen zu streiten sich nicht gezieme; und mit ungewohnter Feierlichkeit und Ausführlichkeit erzählt dann Glaukos von seinen Ahnen. Es ist ein Augenblick andächtiger Besinnung auf die natürliche Gemeinschaft, welche Menschen an Menschen knüpft, ein Sonnenstrahl aus dem Gewölk, der über das Schlachtfeld hinstreicht. Und nicht minder wohlthuend ist der Abschluß, den der unentschiedene Zweikampf zwischen Ajax und Hektor nach heißem Schlachttage findet. Die Lanzen und mächtige Steinwürfe haben sie an einander versucht. Hektor zwar blutet vom Speer am Halse, und ein Stein hat ihn zu Boden geworfen. Aber Apollon richtet ihn wieder auf, und nun hätten sie zu den Schwertern gegriffen, wenn nicht von beiden Seiten die Herolde, Talthybios und Idaios, gekommen wären, beides verständige Männer. Zwischen die Kämpfenden hielten sie ihre Stäbe, und Idaios, der Troer, sprach:

nicht mehr weiter ihr lieben Söhn', im Streit und Gefechte.
Seid ihr beide doch lieb dem Herrscher im Donnergewölk Zeus,
beide auch tapfere Helden: das wissen nunmehr wir alle.
Aber es wird nun Nacht: auch der Nacht ist's gut zu gehorchen.

Da gibt zuerst Ajax, der herausgeforderte, der im Vortheil ist, nach. Hektor stimmt mit herzlicher Anerkennung des Gegners bei, und schlägt vor, Geschenke unter einander auszutauschen, damit man unter Achäern und Troern sage:

erst zwar kämpften sie über die herzverzehrende Zwietracht,
und dann schieden sie beid' in Freundschaft wieder versöhnet.

Und die Troer freuten sich, als sie ihren Hektor lebendig und unverseht den unnahbaren Händen des Ajax entronnen widersahen, und geleiteten ihn zur Stadt; den Ajax von der andern Seite, der sich des Siegs freut, führen die Achäer zum Agamemnon, der dem Zeus einen Stier opfert, und dann schmausen sie den Braten und Ajax wird mit langen Rückenstücken geehrt.

So werden die Gemüther vorbereitet für den Waffenstillstand des folgenden Tages, der zur Bestattung der Todten dient: warme Thränen vergießend heben sie die Theuren auf die Wagen. Zu formeller Todtenklage und ausführlicher Leichenseier, wie sie für Patroklos und Hektor angestellt wird, fehlt die Zeit. In Schweigen werden die Leichen den Scheiterhaufen übergeben.

Aber des Sängers Gemüth stimmt der Anblick des fallenden Kriegers mannigfach. Bei dem Unbedeutenden interessirt ihn nur die Situation, weckt wohl auch seinen Humor. Dem verblüfften Thestor, dem die Zügel entfallen sind, jagt Patroklos seinen Speer durch Kinnbacken und Zähne und zieht den Schnappenden daran über den Wagenrand zu Boden, wie Einer auf hohem Felsen einen Fisch aus dem Meer angelt. Rebriones, den Wagenlenker Hektors, trifft er mit einem Steinwurf, daß derselbe kopfüber wie ein Taucher vom Wagen stürzt. Er spottet des behenden Mannes. Wenn er so gelenk

vom Schiffe in das fischreiche Meer spränge, so könnte er auch bei stürmischer See Aустern suchend viele Menschen sättigen. In sich zusammengekrümmt wie ein Wurm liegt Einer am Boden. Der Kraftvolle dröhnt im Sturz, die Waffen rasseln über ihm. Eben vorwärts springend wird dieser vom Speer getroffen: er fällt rücklings wie der Stier, der, von scharfem Beil hinter die Hörner geschlagen, mit einem Sprunge nach vorwärts niederstürzt. Jener brüllt wie der Opferstier, dessen sich Poseidon erfreut. Der Hochragende, Stämmige bricht zusammen wie ein Thurm, der Lebensfrische wie eine Pappel, in der Niederung gewachsen, vom Zimmermann gefällt, nun trocknend am Flußufer, oder wie eine Eiche vom Blitz getroffen. Die Wehmuth über des Patroklos Ende schiebt der Dichter des Helden eigener Seele zu, als sie aus den edlen Gliedern entfliegend zum Hades geht, ihr Geschick beklagend, daß sie Kraft und Jugend verlassen muß. Mit wehmüthiger Ironie wird der Fall des etwas eitlen Euphorbos ausgeschmückt. Er hat sich eben gegen Menelaos vermessen, dessen Kopf und Waffen sammt denen des Patroklos den Eltern als Beute heimzubringen. Da wirft ihn die feindliche Lanze zu Boden. Von Blut werden ihm die den Chariten gleichenden Haare beneht und die Locken, die mit Gold und Silber durchringelt sind. Und wie ein junger schöner Delbaum, im Garten sorglich gepflegt, reichlich getränkt, in weißer Blüte prangt, — plötzlich kommt ein Sturmwind, entwurzelt und wirft ihn zu Boden —, so streckte Menelaos den Euphorbos nieder. Hart und rührend wird die tödtliche Wirkung des Pfeiles auf einen der Priamos'söhne beschrieben: er neigte sein Haupt, das vom Helm beschwert war, zur Seite wie eine Mohnstaude, die im Garten von Frucht und Thautropfen des Frühlings belastet ist.

Ja wie ein Sturmwind, gewaltsam, verheerend braust der Krieg über die Fluren des Lebens dahin. Wie den Kriegsmann oder den Arzt die Mannigfaltigkeit der körperlichen Wunden und Todesarten beschäftigt, so gibt die Fülle der Lebensschicksale und Verhältnisse, in welche die unerbittlichen Keren eingreifen, der dichterischen Natur einen unendlichen Stoff gemüthvoller Betrachtung. Darum gedenkt er so gern, wenn Einer im Kampfe erliegt, der Eltern und Angehörigen, der fernen Heimath, entwirft ein freundliches Landschafts- oder Familienbild, wie es dem Sterbenden vor-schweben mag. Die Umstände bei seiner Geburt, die Hoffnungen, die er auf das Leben, die Seinigen auf ihn setzten, Gaben der Natur, Kräfte und Geschicklichkeiten, das Glück, das er noch gesucht oder schon genossen, die Schicksale, die er überstanden, Ehre und Ruhm, die er sich erworben hatte, bald dies bald jenes wird hervorgekehrt, was dem einzelnen Schicksal sein eignes Gepräge gibt. Jugendlich blühende Knaben, die zu früh sterben, um den Eltern Pflege und Erziehung zu vergelten; spätgeborene Söhne eines bejahrten

Vaters, die, zwei auf einmal fallend, den Greis ohne Erben zurücklassen; Zwillingbrüder, von demselben Gegner nebeneinander getödtet wie zwei Löwen, die lange mit einander im Gebirge auf Raub ausgezogen sind, bis sie selbst dem Beil der Männer erliegen. Protefilao, der eben vermählte, dessen junge Gattin von allen Griechenfrauen zuerst Wittwe wurde. Als er vor den übrigen Achäern vom Schiff ans Land sprang, tödtete ihn ein dardanischer Mann, und seitdem deckte ihn schon lange die schwarze Erde. Einen gastlichen Mann, der an der Landstraße sein Haus hatte, erlegt Diomedes, und Keiner von allen, die er je aufgenommen, ist zur Hand ihm das Verderben abzuwehren. Hier ein reicher Milefier, der wie ein Mädchen in den Krieg ging, der thörichte, und doch half ihm sein Gold Nichts, sondern Achill erschlug ihn im Fluß und erbeutete sein Gold. Dort schläft ein Thrakier den ehernen Schlaf, fern von der noch ungenossenen Gattin, die er doch so theuer erkaufte: erst 100 Rinder gab er und dann versprach er noch 1000 Ziegen und Schafe, die ihm in zahlloser Menge auf der Weide waren. Nun aber hat ihm Agamemnon die Waffen abgezogen und trägt sie von dannen. An die tragische Spitze des Ganzen, Achills Schmerz um seinen Patroklos, an den namenlosen Jammer des Priamos, an Andromache's Klage brauch' ich nicht zu erinnern. Der göttliche Pelide, der unter allen Helden von Troja am nächsten an die Herrlichkeit der Unsterblichen heranreicht und des Kriegs dämonischen Zauber am glänzendsten ausstrahlt, fühlt zugleich das Weh des vergänglichen Lebens am tiefsten. Die Schatten der Schwermuth liegen über seiner leuchtenden Gestalt. Dem Lykaon, der, schon einmal von ihm gefangen und begnadigt, von Neuem in seine unnahbaren Hände gefallen ist und um sein Leben fleht, erwidert er düster: „was jammerst du? auch Patroklos ist gestorben und war mehr als du. Siehst du nicht wie schön und groß ich bin? Sohn eines herrlichen Vaters und einer unsterblichen Mutter. Aber doch erwartet mich Tod und Moira. Es wird eine Goss, ein Mittag oder ein Abend kommen, wo auch mein Leben Einer im Ures raubt mit dem Speer oder mit dem Pfeil.“

So tief fühlt der Sänger die Melancholie unsres flüchtigen, schmerzvollen Daseins, daß selbst die ätherische Heiterkeit der Götterwelt für einen Augenblick getrübt wird an jener unendlich rührenden und erhabenen Stelle, wo Achills unsterbliche Rosse um den Tod des Patroklos auf dem Schlachtfelde trauern. Soviel auch der Wagenlenker Automedon sie ermuntert, bald mit der Peitsche, bald mit sanften Worten und Drohungen: sie wollen weder zurück zu den Schiffen noch in den Kampf, sondern stehen unbeweglich wie eine Säule auf dem Grabe eines Mannes oder einer Frau, die Köpfe zur Erde gebeugt, und über das Joch fällt zu beiden Seiten die Mähne herab, von heißen Thränen beneht. Das bewegt selbst Kronion zum Mitleid. Er

schüttelt das Haupt und sagt bei sich: ihr Armen, warum habe ich euch dem Peleus, einem sterblichen Manne gegeben, ihr aber seid nicht alternd und unsterblich!

Etwa, daß Leid ihr tragt mit den unglückseligen Menschen?
Gibts doch nimmer wahrhaftig was Sammervollres auf Erden
Als der Mensch von Allem was Odem hat und sich reget.

Und damit gibt er ihnen neuen Muth in die Brust, daß sie leicht mit dem Wagen unter Troer und Achäer fliegen. Denn das ist die Wohlthat des Krieges wie des Lebens, daß unter immer neuen Eindrücken und Regungen die elastische Federkraft der Seele wiederum aufschnellt, daß sie Verlorenem den Rücken kehrt und über die fallenden Blätter hinweg, die der winterliche Ares zu unsern Füßen häuft, dem treibenden Frühling mit Jauchzen gegen geht.

o. g.

Aus der deutschen Hauptstadt.

Berlin ist ohne Zweifel augenblicklich die uninteressanteste der sechs oder sieben civilisirten Weltstädte, und lediglich Mangel an Stoff war es, was Ihren Berichterstatter zwingen konnte, vier Wochen lang zu schweigen. Aber wie es von den Frauen heißt, daß diejenige die beste sei, welche am wenigsten Material biete um von ihr zu reden, so mag es wohl von Berlin ähnlich gelten. Und grade im Gegensatz zu Paris, nach welchem sich jetzt Monate lang die Blicke der Welt richteten (freilich mit anderer Empfindung als sonst), ist heute für Berlin das alte Wort jenes französischen Staatsweisen anzuhängen: „Glücklich die Bevölkerungen, deren Geschichte uns langweilt.“

Rangweilen möchte ich Sie nun eben nicht; deshalb schweige ich über Specifisch-Berlinisches auch diesmal. Unsere Einwohnerschaft befindet sich in dem wohligen, aber für fremdes Interesse wenig anziehenden Zustande einer „gesunden Braut“, wie es im Berliner Dialecte heißt, die mit deutscher Ruhe der Ankunft ihres Bräutigams entgegensteht: erst nach dem Empfang des Kaisers wird die Kaiserstadt die Eigenschaften, durch welche sie fortan sich auszeichnen soll, zur Geltung bringen. Erst wenn Berlin die bis jetzt in Versailles befindliche Centralregierung Deutschlands in sich aufgenommen haben wird, kann es Gelegenheit zur Verwirklichung seines bis jetzt nur ideellen Vorzugs der deutschen Residenz gewinnen.

An Stelle der Thätigkeit des deutschen Reichstags, den wir dann mit freudigem Stolz in unseren Mauern begrüßen werden, haben wir bislang nur die im Uebrigen fast unbeachteten Verhandlungen des preussischen Landtags als hauptstädtische Ereignisse an uns vorübergehen lassen können. Und freilich von den gestern, am 17. Februar Abends, geschlossenen Sitzungen der beiden Häuser ist wenig Bedeutsames zu melden.

Auf meinen letzten Bericht von Ende Januar folgte ein längerer Stillstand in den Arbeiten des Plenums der Abgeordneten. Vom Anfang des laufenden Monats an ist dann der Cultusminister mit seinen Gesetzentwürfen wiederum in den Mittelpunkt der Situation getreten. Aber die vielangefoch-